

dtv

Ashby House, in der Nähe von Land's End gelegen, steht schon lange auf einer streng vertraulichen Liste der gefährlichsten Orte mit paranormaler Aktivität in Großbritannien. An diesem frostigen Januartag jedoch liegt es still und friedlich da und erwartet seine neue Besitzerin. Es ist keine Geringere als die weltberühmte Fotografin Lucille Shalott, die, nach einem schweren Unfall an den Rollstuhl gefesselt, Ashby House zu ihrem Rückzugsort und künftigen Domizil erkoren hat. Lucille reist in Begleitung ihrer Schwester Laura an, mit der sie seit jeher eine tiefe Hassliebe verbindet. Kaum angekommen, ist Lucille plötzlich wie vom Erdboden verschluckt. Laura, durch das Verschwinden der verhassten Schwester plötzlich in Zugzwang, macht sich mit Butler Steerpike auf die Suche nach ihr. Als sie in den verbotenen zweiten Stock mit dem legendären Turmzimmer vordringen, erwacht Ashby House schlagartig zu eigenem Leben und geht zum Gegenangriff über ...

V. K. Ludewig betätigte sich nach seinem Anglistikstudium u. a. als Plattenproduzent, Ghostwriter, Redakteur, Fernseh- und Buchautor. 2000 erschien sein Ratgeber ›Nur nicht aus Liebe weinen. Frust und Freuden schwuler Beziehungen‹, der zu einem Klassiker der schwulen Selbsthilfeliteratur wurde. ›Ashby House‹ ist sein Debüt als Romanautor.

V. K. LUDEWIG

ASHBY  
HOUSE

ROMAN

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



Originalausgabe 2012  
© 2012 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,  
Stephanie Weischer unter Verwendung von Fotos von  
plainpicture/Arcangel und Trevillion Images/Yolande de Kort  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Gesetzt aus der Stempel Garamond 9,5/12,75  
Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21351-6

*Für Jeraldine Dvorak, für »Chris« und  
für die »Hounds of Love«*



## PROLOG

Im Turmzimmer waren schon immer Menschen verschwunden. Daran hatte sich seit der Erbauung von Ashby House im Jahre 1845 nichts geändert, genauer gesagt: seit seiner Möblierung im Spätherbst desselben Jahres. Kaum, dass ein Schrank, ein Stuhl, ein Tisch, ein Bett, ein Spiegel im Raum waren, schien er Menschen und andere Lebewesen zu verschlucken. Gegenstände blieben von diesem Phänomen unbetroffen – es war eine unumstößliche Tatsache, dass das Zimmer nur an Warmblütern Interesse hatte. Vielleicht waren die Möbel in ihrer Zusammenstellung eine Art Portal? Denn es konnte weder an dem leeren Raum noch an den einzelnen Möbelstücken liegen – sie waren über Jahre und Jahrzehnte immer wieder ausgetauscht worden. Die Ottomane aus Kairo, das elsässische Spinett, der mit zartweißen Intarsien verzierte Sekretär, zuletzt der ovale Spiegel. Dieses prachtvolle Stück mit dem breiten, geschwungenen Goldrahmen war durch eine Jagdlandschaft ersetzt worden, die mehrere Monate das Herrenschlafzimmer verschönert und sich als unbedenklich erwiesen hatte. Im Herrenschlafzimmer war nie jemand verschwunden, ganz im Gegenteil. In manchen Nächten schienen sich Gestalten dort aufzuhalten, was man vom Korridor aus erahnen konnte, wenn man des

Nachts am Zimmer vorbeilte und wispernde Geräusche hinter der Tür wahrnahm. Nicht, dass häufig jemand den Korridor entlangelte – schon gar nicht nach Einbruch der Dunkelheit. Ebenso selten wurde jemand allein ins Turmzimmer geschickt, es sei denn, man verfolgte damit einen bestimmten Zweck.

Der verdachterregende Spiegel wurde zunächst in der Empfangshalle deponiert, gegenüber der Holztür mit dem abgenutzten Schloss, das einem Spukhaus alle Ehre machte. Der Schlüssel, der es öffnete, war so groß wie die Handlänge des Dorfschmieds. Verließ man das Haus, steckte man ihn besser in eine große Tasche. Niemand trug den Schlüssel gern in der Hand, denn sobald man sich wenige Schritte vom Haus wegbewegte, schien er eiskalt zu werden und mit einem öligen Film überzogen zu sein. Es konnte der Eindruck entstehen, der Schlüssel entferne sich nicht gerne von seinem natürlichen Umfeld, dem Schloss, was möglicherweise in Zusammenhang stand mit seinem ursprünglichen Standort, der nicht überliefert ist – eine von vielen Geschichten über Ashby House, die dem Vergessen anheimgefallen sind.

Nachdem der Spiegel einige Tage lang der Haustür gegenüber gehangen hatte und weder die Hausbewohner noch ihre Bediensteten verschwunden waren, galt er als sicher. Das erklärte freilich immer noch nicht, aus welchem Grund das Turmzimmer Menschen rückstandslos verspeiste, und rief die beunruhigendsten Spekulationen darüber hervor, was aus ihnen geworden war, wo sie sich nun aufhielten und wie sie sich dort wohl fühlten.

Vielleicht ging die rätselhafte Aktivität des Turmzimmers mit dem Spleen seiner Bauherrin, der früh verwitweten Lady Deborah Ashby einher, mit Stoffen und Materialien zu ar-



beiten, die über ein Maximum an Geschichte und Geschichten verfügten: Steine aus Ruinen kriegszerfressener Schlösser, verlassener Paläste, verfallener Stadthäuser, Felsbrocken, die – so munkelte man im Dorf – Bestandteile von Dolmen gewesen seien und sicherlich nicht ungestraft hatten entfernt werden dürfen, Türrahmen aus aufgegebenen Abteien, Beschläge aus sämtlichen Ländern des Commonwealth sowie wertvolle Fenstergläser, die das Vestibül im Arbeitszimmer schmückten. Sie seien, so behauptete zumindest Lady Ashbys stets düster gekleideter, wohlgestalteter Stiefbruder Sebastian Branwell, in China hergestellt und von einer Karawane seines Urgroßvaters mütterlicherseits, Hartley Desmond Harrington, auf die Insel gebracht worden. Lady Deborah zweifelte diese Behauptung zwar an, sah sich indes nicht genötigt, den Stiefbruder zu korrigieren, weil sie wusste, wie wichtig ihm die Lüge von der gehobenen Geburt und den abenteuerlustigen Ahnen war. Tatsächlich hatte seine Mutter Christine sich emporgeheiratet (in einem Empire-Kleid, lang bevor es wieder Mode war, Sebastian zeichnete sich schon deutlich auf ihrem Leibe ab), nachdem ihr erster Mann, Sebastians Vater Harvey, einer nicht ungelegen gekommenen Influenza zum Opfer gefallen war. Deborah verzieh ihrem Stiefbruder Sebastian nahezu alles. In ihm hatte sie den perfekten Partner für ihre Experimente gefunden, und dies honorierte sie, indem sie ihm so manche falsche Behauptung durchgehen und ihn in seinen Exzentrizitäten gewähren ließ.

Deborah und Sebastian hatten sich für ihr Zusammenleben und ihre gemeinsamen Taten ein Haus erbaut, das die Bauweisen und Inneneinrichtungen vergangener Epochen zitierte und offenbar auch den Dämonen der Vergangenheit eine neue Heimat bot. So wie in der Alchemie das Zusam-

mentun verschiedenster Ingredienzen eine neue, andersartige Substanz erzeugt, öffnete die Zusammenstellung der Gegenstände und Materialien in Ashby House ein Tor in eine Dimension, von der wir wenig wissen, weil die, die sie bewandern, ungern Zeugnis darüber ablegen oder die Gelegenheit zur Dokumentation nicht wahrnehmen oder nicht wahrnehmen können.

Zu Deborah und Sebastians Schicksal sei nur so viel gesagt: Auf den Tag genau dreiundvierzig Jahre nach ihrem Einzug fehlte von ihnen plötzlich jede Spur. Lady Deborahs Zofe Guinevere, die in ihrer fast fünfzehn Jahre währenden Dienerschaft niemandem gegenüber hatte verlauten lassen, dass Sebastians Zimmer in all den Jahren nie benutzt worden war, entfernte die Wachsspuren auf dem Korridor zum Turmzimmer, schloss die Haustür hinter sich ab, steckte den Schlüssel in die Tasche ihres Rockes, wo er bei jedem Schritt kalt gegen ihren rechten Oberschenkel schlug, und ging geradewegs nach London, wo sie nur wenige Monate später erfolgreich ein Freudenhaus leitete, das sich auf die skurrileren Wünsche seiner Klientel spezialisiert hatte. In Guineveres linker Rocktasche befand sich eine letzte handschriftliche Notiz von Deborah an ihren Stiefbruder, worin in ihrer charakteristischen spinnennetzartigen Schrift geschrieben stand: »So iss doch wenigstens das Fleisch auf.«

Von all den Abenteuern, die Deborah und Sebastian Branwell gemeinsam erlebt hatten, nahmen sie das Geheimnis ihres allerletzten mit an den Ort ihrer Reise ohne Wiederkehr.

Doch nicht die Lebensgeschichte der Ashbys ist es, die uns vor die Tür des Turmzimmers in Ashby House bringt, sondern die Erlebnisse seiner späteren Bewohner, die über Umwege in den Besitz der ruchlosen Immobilie kamen.

TEIL 1

**ANKUNFT UND  
ANDERE ERSCHEINUNGEN**



*Here we go – some things are inevitable*  
Carlisle



## KAPITEL 1

»Das kannst du unmöglich ernst meinen, Lucille!«

Das Knirschen der Räder des Rollstuhls auf dem Kies verstummte abrupt, als Laura Shalott in der Auffahrt zu Ashby House stehen blieb. Für einen Moment blieb es still – nur die Kälte klirrte –, bis sich eine Krähe aus einem der zwölf knorrigen Apfelbäume, die den Weg säumten, erhob und ihr archaisches Krächzen ausstieß.

»Ach, sei still«, herrschte Lucille ihre entsetzte Schwester an, »und schieb gefälligst weiter. Oder willst du, dass ich erfriere?«

Tatsächlich lag die Außentemperatur an diesem Vormittag bei minus zehn Grad Celsius, und tatsächlich war es vorstellbar, dass Laura gerade über eine natürlich erscheinende Todesart für ihre Schwester sinnierte. Ein außergewöhnlich kalter Winter hatte die Insel im Griff. An diesem Januarmorgen war die Sonne gerade erst aufgegangen, und die Eiseskälte drang selbst durch die dicken Pelzmäntel der beiden Frauen. Von Westen her scheuchte der Wind feuchte Meeresluft auf, die, gefrierend, wie Stecknadeln auf die ungeschützten Gesichter der Schwestern einstach. Lauras Finger schmerzten in den dünnen Lederhandschuhen, als sie die Griffe des Rollstuhls wieder umfasste und widerwillig, übellaunig und ge-

gen den Widerstand der Kieselsteine ihre Schwester in Richtung des Dienstboteneingangs auf der Rückseite des Hauses schob. Noch hatte man keine architektonische Lösung gefunden, die es Lucille ermöglichte, ihr neu erworbenes Haus standesgemäß durch das Hauptportal zu betreten.

»Ich kann es nicht glauben! Du kaufst ein Haus am Ende der Welt und dann auch noch so einen grotesken Kasten, der aussieht wie aus einem Schauerroman! Was hast du dir bloß dabei gedacht?«

Tatsächlich schien sich das Gebäude, dessen verwitterte graue Mauern in das Gerippe einer längst verstorbenen Weinranke gekleidet waren (oder von ihr gehalten wurden), zusammenzukauern, als wolle es sich gleich zu voller Größe aufrichten und auf seine neue Besitzerin zuspringen. Jahre des Leerstehens hatten nicht dazu beigetragen, Ashby House in einen Ort zu verwandeln, der einen willkommen hieß. Im Gegenteil, sie schienen den abweisenden Charakter des Hauses eher bekräftigt als besänftigt zu haben.

»Sei still und beeil dich. Sei froh, dass du überhaupt ein Dach über dem Kopf hast. Ich könnte ebenso gut kompetentes Personal einstellen, das sich um mich kümmert.«

Eine lapidare Antwort kam Laura in den Sinn: Wo sie recht hat, hat sie recht. Also zuckte sie die Achseln, fügte sich in ihr Schicksal und schob die lästige Schwester weiter voran durch die ungnädige Kälte, dem Haus entgegen, das nun vor den Schwestern Shalott zurückzuweichen schien. Oder woran mochte es sonst liegen, dass der Weg sich so lang streckte?

»Wann kommen die Dienstboten?«

»Ich habe sie für Mittag bestellt.«

»Mittag!«, spie Lucille aus, »bis dahin sind wir längst erfroren. Du musst dich um die Kamine kümmern.«



Laura zögerte kurz, Worte brannten auf ihren Lippen, aber sie schluckte sie hinunter.

Als habe sie die Gedanken der Schwester gelesen, höhnte Lucille: »Einmal das Aschenputtel, immer das Aschenputtel.« Sie lachte schnaubend und umkrallte mit ihren langen, dünnen Fingern, die in den beigefarbenen Handschuhen Vogelklauen nicht unähnlich waren, die Armlehnen des Rollstuhls, während die Fahrt weiterging.

Als sie das Haus umrundet hatten und der Blick auf Ashby Park freilag, zog es Laura das Herz zusammen: weiß, weiß, weiß. Ein Weiß, das von hier bis ins Nirgendwo zu reichen schien. Die Bäume und Sträucher, die Wiesen und der Teich waren mit Schnee bedeckt, der bis an den Horizont reichte und nur von dem silbriggrauen Streifen Meer durchtrennt wurde, den man in der Ferne erahnen konnte. Land's End ... Ein hartes Weiß, das so strahlte, dass ihr makelloser Elfenbein-Teint unter den kupferroten Haaren zu leuchten schien, ihre grüngrauen Augen blitzten und tatsächlich zu funkeln begannen, als zwei Tränen emporstiegen. Sie hielt sie kalt-schnäuzig zurück, der Kälte wegen und um ihre Schwester nicht zu bestätigen.

Lucilles Hand zitterte, als sie umständlich den Rollstuhl rangierte, um an das Türschloss zu gelangen. Sie fluchte, als der Schlüssel ihr zu entgleiten drohte, fasste ihn fester und schob ihn ins Schloss. Das Geräusch metallenen Knirschens verursachte Laura eine Gänsehaut. Als Lucille die Tür aufstieß, geschah etwas, das Laura kurz um Fassung ringen ließ. Ein Lufthauch, noch kälter als die Außentemperatur, erfasste die Schwestern und umhüllte sie einen Augenblick, um dann wie ein Seufzer weiterzuziehen.

Bevor sie ihrer Schwester ins Haus folgte, drehte sich Laura noch einmal um. Dieses seltsame Gefühl ... War da je-

mand, der sie beobachtete? Graue Wolken hatten sich wie aus dem Nichts am Horizont formiert. Es begann zu schneien. Noch nie hatte sie sich so allein gefühlt. Verloren. Und möglicherweise verdammt.

Luras Stimme ist schön. Einzigartig. Sie kann klingen wie ein kullerndes Kinderlachen. Wäre Luras Anblick nicht so atemberaubend, die Menschen würden ihr wegen ihrer Stimme zu Füßen liegen. Doch das ahnt Laura nicht. Laura ist eine Gefangene ihrer Schönheit und von ihr befangen, weshalb ihre Schönheit ihr selten einen Dienst erwiesen hat. Sie hat sich keine Vorteile davon versprochen, also wurden ihr auch keine offeriert. Luras Schönheit ist allerdings nicht völlig nutzlos. Sie öffnet die Herzen der Menschen, aber da Laura eine echte Shalott ist, misstraut sie den Herzen der Menschen.

Luras Lachen ist bezaubernd. Laura lacht oft. Bislang hat sie sich des Öfftens aus einer Notlage herausgelacht, ein paar Herzen geöffnet. Laura ist schon oft verziehen worden. Der einzige Mensch, der Luras Lachen für falsch hält und der darüber hinaus kein nennenswertes Herz zum Öffnen hat, ist ihre Schwester Lucille.

Nur wenige Meter trennten sie von dem Kamin in der Halle, in dem ein Feuer prasselte, an dem Lucille, immer noch im Pelzmantel, ihre Hände wärmte, während aus Luras Mund Atemwölkchen flogen. Harker, ein Angestellter des Anwalts Peter Hawkins, der den Verkauf des Grundstückes abgewickelt hatte, war vor einigen Tagen mit drei Frauen aus dem Dorf in Ashby House gewesen, um die Möbel abzudecken und eine Grundreinigung der wichtigsten Räume vorzunehmen. Man hatte jedoch vergessen, die schweren Vorhänge zu öffnen. Als Laura sich daranmachte, Tageslicht einzulassen,

stoben Staubwolken aus dem verschlissenen Brokat, und die Tasseln, die den Rand des morschen Vorhangs säumten, lösten sich und fielen zu Boden.

»Verdammt«, entfuhr es Laura, als sie einen Schritt zurückwich und sich mit blau gefrorenen Händen den Staub von ihrem schwarzen Rock wischte.

»Wie erwünscht«, kam der spitzzüngige Kommentar von Lucille.

Die großen Panoramafenster gaben den Blick auf die Auffahrt frei, die die beiden gerade entlangekommen waren. Die Wipfel der schneebedeckten Bäume ragten wie knochige Finger Gnade erbittend in den Himmel. Unter dem Gewicht des Schnees ächzten und knarrten die Äste so laut, dass es trotz des knisternden Feuers zu hören war. »Überall in der Welt könnten wir sein, und ausgerechnet hierher musst du uns bringen.«

»Überall in der Welt könntest *du* sein. Ich muss mich auf Orte beschränken, die ich hiermit erreichen kann.« Lucille schlug mit der flachen Hand gegen das Rad ihres edlen Gefährts.

»Mä mä mä mä ...«, murmelte Laura vor sich hin, während sie den letzten geschlossenen Vorhang zurückzog und sich im nun ausreichend erhellten Raum umsah, den Kamin und den Anblick ihrer Schwester davor vermeidend. Steinerne Fußboden, der böartige Kälte abstrahlte, die unter dem Rock ihre Beine heraufkroch. Vereinzelt Teppiche mit Blumenmustern, deren Flor abgetreten war und deren einst prächtige Farben verblasst waren. Wuchtige Schränke, verziert mit Holzschnitzereien, die an Wasserspeier gotischer Kathedralen erinnerten. Und entlang der Treppe, die ins erste Geschoss führte, eine Vielzahl von Gemälden, aufgehängt in zufällig wirkender Anordnung, über denen noch

die einst weißen, jetzt jedoch grauen Leinentücher hingen, mit denen auch die Möbel abgedeckt gewesen waren. War schon der Anblick dieses Raumes zu viel für Lauras Geschmack, so war es der Geruch, der diesen Ort zu einem Albtraum machte. Je mehr die vom offenen Feuer aufsteigende Wärme die alten Mauern durchdrang, desto unerträglicher wurde der Moder alter Bücher, maroder Seidentapeten und verrottender Gobelins, an denen sich Generationen von Ungeziefer schadlos gehalten hatten. Laura hatte schon jetzt genug Vergangenheit gesehen und gerochen, und sie hatte keinerlei Verwendung für die Relikte wildfremder Toter. »Es heißt nicht umsonst Alte Welt, was?«

Lucille ignorierte die Bemerkung.

Ihre Reise hatte vor zwei Wochen ihren Anfang genommen. Sie waren in New York an Bord gegangen, und Tag für Tag auf See musste sie mit ansehen, wie Lucilles Blick über die Weiten des Ozeans wanderte, um dann tief in Lauras Augen zu versinken. Ein unausgesprochener Vorwurf. Das Meer. Der »Unfall«. Laura hätte schwören können, dass Lucille dieses Ritual jeden Tag aufs Neue genüsslich zelebrierte.

Die Menschen an den Tischen tuschelten, wenn Lucille in den Raum rollte, und verstummten, wenn sie sich des Geräusches bewusst wurden, das ihr alarmiertes Gemurmel erzeugte. Dennoch oder möglicherweise gerade deshalb bestand Lucille darauf, das Essen nicht in der Kabine, sondern im Saal einzunehmen. Laura war spätestens jetzt klar, dass jede weitere Stunde, jeder Tag, jede Woche, jeder Monat, den sie in Gesellschaft ihrer Schwester verbrachte, von Sticheleien und demonstrativen Demütigungen geprägt sein würde. Sie würde sich davon befreien und irgendwo einen Raum, einen Ort des Rückzugs finden müssen.